

GESPRÄCH MIT SCHWARZEN S STUDENTIN

„GIBT'S HIER
SCHWARZE
PROFS?“

EINER OZIOLOGIE-

263

Julian Warner (W) Du hast dich mit dem AStA dafür eingesetzt, dass Rassismus an der Universität stärker thematisiert wird. Kannst du davon erzählen?

Studentin (S) Menschen aus dem AStA haben mich gefragt, ob ich beim Referat für Flucht und Migration mitmachen möchte. Das habe ich dann gemacht und da ging es vor allem erstmal darum, wie man die Situation von Schwarzen Studierenden und Studierenden of Color an der Uni verbessern kann. Danach habe ich mich dann mit der Referentin für Flucht und Migration zusammengesetzt und wir haben Gespräche mit der Gleichstellungsbeauftragten der Uni darüber geführt, inwieweit man eine Beratungsstelle für Menschen mit Rassismuserfahrung hier an der Uni etablieren kann. Das war am Anfang ein bisschen schwierig. Da kam erstmal das Argument zurück, dass es schon so eine Stelle gäbe: das Gleichstellungsbüro. Aber da wird Rassismus nicht als Wort benannt, sondern von „internationalen Studierenden“ und „Diversity“ gesprochen. Das haben wir kritisiert und dann kam relativ schnell die Einsicht seitens der Uni, dass so eine Stelle notwendig wäre.

W Wie schätzt du das ein, dass die eher von „internationalen Studierenden“ und „Diversity“ gesprochen, und Rassismus überhaupt nicht benannt haben?

S Ich glaube schon, dass die Rassismus benennen konnten, aber ich denke, sie wollten Dinge grundsätzlich nicht mit Rassismus labeln, sondern lieber mit Diversity. Diese Diskussion ist ein bisschen aus meiner eigenen Erfahrung entstanden. Mir ist etwas Blödes an der Uni passiert und dann wusste ich nicht, an wen ich mich eigentlich wenden konnte. Es gab dort keine sichtbaren Angebote für Leute wie mich.

W Dass die Universität dieses Thema unter „internationale Studierende“ verhandeln wollte, heißt ja, dass die Mitarbeiter*innen Rassismus mit Ausländerfeindlichkeit gleichsetzen. Und gar nicht daran denken, dass es zum Beispiel Schwarze Deutsche gibt.

S Ja, Rassismus wird dadurch unsichtbar gemacht und zu einem internationalen Problem, für Menschen, die nicht der deutschen Sprache mächtig sind oder mit

einer Migrationsgeschichte hierher kommen. Da geht es irgendwie um Diversity und einen Integrationsgedanken, aber nicht um Rassismus.

Wir haben uns auch gewünscht, dass an Unis ganz grundsätzlich das Thema Rassismus stärker benannt wird, und dementsprechend wäre es wichtig, bestimmte Institutionen, die sich gegen Rassismus aussprechen, mit Antirassismus zu labeln. Das würde sicherlich für viele Studierende bedeuten, dass ihre Diskriminierungserfahrung anerkannt und ernst genommen werden würde. Es wäre ein empowerndes Zeichen gegen Rassismus an der Uni.

W Ich finde ja das Wording total interessant. Warum dürfen Beratungsstellen an Hochschulen, die sich vor allem Rassismus widmen, nicht „Antirassismusstellen“ heißen?

S Ich weiß nicht, ob es eine taktische Überlegung ist oder ein Widerstandsreflex, Rassismus nicht beim Namen nennen zu wollen. Das kann ich nicht so gut einschätzen. Ich finde es aber interessant, zu verstehen, wie Diskriminierung und Rassismus institutionell verhandelt werden, was da konkrete Hürden sind und so weiter. Meine Vermutung ist, dass es strategisch oft klüger ist, von Diskriminierung und Diversity zu sprechen, um innerhalb der Institutionen Menschen mit der Benennung von Rassismus nicht gleich zu erschlagen oder einzuschüchtern. Denn Rassismus ist für viele ein überforderndes Thema und es ist auch für universitäre Strukturen oft schwierig, sich einzugestehen, dass Rassismus ein alltäglicher Bestandteil des Alltags von Studierenden ist. Ob da ein Umgehen des Wortes „Rassismus“ das Richtige ist, ist halt die Frage.

W Ich finde es auch interessant, zu schauen, wer oftmals diese Beratungsstellen bekommt. Häufig sind es ja leider keine People of Color, die diese Stellen besetzen, sondern *weiße* Menschen.

S Da kommt die Dominanz von *weißen* Institutionen oder ganz generell dem *Weißsein* durch, obwohl sich dort ja genau mit der Thematik auseinandergesetzt werden sollte. Ich finde es auch wichtig, mit einzubeziehen, wie sich Studierende dabei fühlen: Wenn sie Rassismuserfahrungen machen, vielleicht auch grundsätzlich ein Misstrauen gegenüber

weißen Personen haben und es vielleicht auch Alltag von Studierenden of Color ist, dass *weiße* Menschen ihnen immerzu erklären, wie etwas zu sein hat, wie etwas laufen soll, oder sie einem zum Beispiel einreden wollen, es sei kein rassistischer Vorfall gewesen. Da wäre es sicher angenehmer, eine Person of Color (PoC) als Ansprechperson zu haben. Ich meine nicht, dass *weiße* Menschen grundsätzlich nicht rassismussensibel sein können. Und auch nicht, dass jede*r Schwarze oder jede Person of Color grundsätzlich geeigneter wäre. Jedoch ist es meiner Meinung nach schon relevant, dass viele Schwarze Menschen und PoCs strukturell schlechtere Chancen haben, Teil des Arbeitsmarkts zu sein, obwohl es genügend Expert*innen of Color in diesem Feld gibt.

W Angesichts der Tatsache, dass es total wenige Schwarze oder PoCs in irgendwelchen vollen Stellen an Universitäten gibt, ist das eigentlich ein Hohn ...

S Total! Für Schwarze Freund*innen von mir, die gerade erst angefangen haben hier zu studieren, war das auch immer ein Ding: Gibt's hier eigentlich Schwarze Profs und Dozent*innen? Und dann war Julian Warner auch der Einzige, den man nennen konnte (*lacht*). Es ist schon krass, dass es für viele People of Color beim Studium bleibt und sie an der Uni keine Anstellung finden. So etwas desillusioniert. Es erscheint paradox und ist gleichzeitig sehr bezeichnend für grundsätzlich rassistische Strukturen, wenn die Expertise von Menschen of Color in Bezug auf Antidiskriminierungs- und Antirassismusbearbeitung nicht anerkannt wird. Aber was denkst du?

W Vor zehn Jahren hätte ich argumentiert, dass es relevant ist, dass die Person unabhängig von der eigenen Erfahrung eine Fachkenntnis für eine Art sozial-psychologische Beratung besitzt. Auch eine Ethik, die sie gegen die eigenen Interessen, ergo White Supremacy handeln lassen kann, und darüber hinaus, dass sie schlicht zuhören und zulassen kann. Es zirkuliert gerade ein schöner Artikel von einer Schwarzen queeren Aktivistin. Sie schreibt, dass sie nur noch zu Schwarzen queeren Psychotherapeut*innen geht. Und nie wieder *weiße* Psychotherapeut*innen in Anspruch

nehmen würde, weil sie dorthin geht, um Care zu erfahren und nicht, um dieser Person erst erklären zu müssen, was deren eigener blinder Fleck ist.

S Überhaupt mal in den Genuss davon zu kommen, die Hüllen fallen zu lassen und Care zu bekommen. Ich glaube aber, wenn man diese Care-Arbeit leisten und diesen Anspruch haben will, dass Leute sich bei einem wohlfühlen, dann gibt es einfach aufgrund der rassistischen Gesellschaftsstruktur große Hürden, die schwierig abzubauen sind und reproduziert werden, wenn das eine *weiße* Person macht. Es wäre grundsätzlich sinnvoll, gemeinsam mit Schwarzen Expert*innen und Expert*innen of Color darüber nachzudenken, wie man gemeinsam strategisch gegen Rassismus arbeiten kann.

W Ich muss gerade darüber nachdenken, dass ich hier anscheinend der einzige Schwarze Dozent bin, was irgendwie auch nicht sein kann. Irgendwer muss doch da rumlaufen. Ich hatte mal einen Erstsemester, der war auch Schwarz, und da habe ich gerade überlegt, ob es eigentlich meine Aufgabe gewesen wäre, zu ihm hinzugehen und zu sagen: Hey, wenn du mal'n Kaffee trinken magst oder so (*lacht*), meld dich (*alle lachen*). Es klingt jetzt total lächerlich, aber mir wird jetzt gerade im Gespräch erst klar, was die eigene Funktion sein könnte, wenn man als einzige Schwarze Person Teil von so einer Institution ist und wir annehmen, dass die institutionelle Kultur strukturell rassistisch ist.

S Denkst du, du hättest ihn fragen sollen?

W Ich weiß nicht. Wenn ich an mich in dem Alter denke: Ich hätte die Frage gar nicht verstanden, weil ich mich damals gar nicht als Schwarz gesehen habe. Du sagst, Freund*innen von dir kommen an diese Uni und sie fragen dich: Gibt es Schwarze Profs? Meinst du, das war schon immer wichtig, oder ist das jetzt gerade wichtig geworden?

S Ich glaube, es kommt immer so ein bisschen darauf an, wo man in seiner eigenen Auseinandersetzung mit Rassismus gerade steht. Hättest du mich in meinem ersten Semester gefragt, ob ich mit dir Kaffee trinke, hätte ich das weird gefunden, weil ich mit einem ganz anderen Verständnis aus Frankfurt hierher gekommen bin. Da war Rassismus für mich

nicht so ein Thema und ich hatte einfach einen anderen Bezug dazu als andere Menschen, die ich hier in Göttingen kennengelernt habe und die oft von Rassismus betroffen sind. Die haben im ersten Semester schon gesagt, wir Schwarze Menschen müssten uns auf jeden Fall connecten. Und ich dachte nur: „Oh Gott“, weil ich einfach anders aufgewachsen bin. Ich bin allerdings sehr beeindruckt von einer Person, die ich vor Kurzem in Göttingen kennengelernt habe. Sie hat Rassismus für sich voll klar und da denke ich mir, so war ich in meinem ersten Semester nicht. Ich habe einen anderen Prozess gebraucht und musste erstmal andere Erfahrungen machen. Ich glaube, es ist abhängig davon, wie man zu Rassismus steht, also ob man diese Realität für sich verneint oder ob man diese Ideologie von „wir sind alle gleich“ glaubt. Um deine Frage zu beantworten: Ob es wichtig ist, dass es einen Schwarzen Prof gibt oder nicht, hat damit zu tun, ob ich Rassismus für mich als wichtig erachte.

Ich glaube, es gibt viele Wege und jede*r nimmt seine*ihre eigene Entwicklung. Die wird durch viele Faktoren beeinflusst: Wie ist man aufgewachsen und in was für einer Familie? Welche Erfahrungen hat man gemacht? Wie viel Raum nehmen rassistische Erfahrungen im Alltag ein, wie bewertet man die und wie bewertet das Umfeld sie? Ist das ein Schwarzes Umfeld oder eher ein *weiß* geprägtes Umfeld?

Ich bin in Frankfurt aufgewachsen mit lauter Schwarzen Kindern und das war für mich einfach nie Thema, weil ich in meiner Grundschulklasse nur zwei *weiße* Deutsche hatte. Deswegen hat mich die Frage „Woher kommst du?“ lange auch nicht gejackt. Weil so klar war, ich komm’ aus irgendeiner Ecke aus Afrika, du kommst irgendwie aus Afghanistan und da gibt’s ein Kind aus Japan. Aber die Frage kam nicht dominant von einer Seite und das hat mein Verständnis von Rassismus sehr geprägt. Ich wusste, es gibt Rassismus, aber der war kein Bestandteil meines Alltags, weil dieser einfach sehr entspannt war. Ich musste erst als Erasmus-Studentin nach Spanien gehen, um Rassismus zu erfahren und zu verstehen, um mir zum ersten Mal Gedanken darüber zu machen, was meine Hautfarbe in verschiedenen Kontexten eigentlich bedeutet und was für Erfahrungen ich aufgrund meiner Hautfarbe mache.

W Hast du das an der Uni in Seminaren behandeln können?

S In der Uni hab ich darüber eigentlich nichts gelernt, also abgesehen von deinem Seminar und einem, das ich zurzeit besuche. Es war im Curriculum nie ein großes Thema. Mir ist mit der Zeit bewusst geworden, wie *weiß* der Inhalt ist, den ich da lerne. Am Anfang war ich noch total begeistert – Politikwissenschaften und Soziologie! Supercool! Superkritisch! Und ich lerne da so viel. Aber dann habe ich gemerkt: Ich lerne da nur gewisse Sachen, und bestimmte Sachen wissen die Dozierenden nicht. Das finde ich schon einen Skandal! Wenn ich irgendetwas über Kant lerne, wie offen der war und so, und ich meinen Prof dann auf rassistische Weltbilder von Kant anspreche und der keine Ahnung hat – solche Situationen haben mich extrem gestört. Aber auch, dass Themen wie Rassismus und Kolonialismus grundsätzlich nicht so ein großes Ding sind. Das ist irgendwie krass! In meinem ersten Semester habe ich etwas von W.E.B. DuBois gelesen, aber ich konnte ihn noch überhaupt nicht einordnen, weil er einfach ein soziologischer Klassiker neben zwölf anderen war. Ich habe seine Texte gelesen, für die Klausur gelernt und erst drei Jahre später erfahren, was er eigentlich für ein Mensch war.

W Ich wusste gar nicht, dass DuBois als Teil eines soziologischen Kanons behandelt wird. Das ist ja super! Ich finde es wichtig, zu ergänzen, dass es nicht nur darum geht, dich als Schwarze Person abzuholen, sondern darum, dass die *weißen* Kommiliton*innen verstehen, was Whiteness ist und dass es ein Privileg ist, Kant mit solchen Lücken lesen zu dürfen. Ich muss da an meine Zeit auf dem Gymnasium denken. Da gab es in meiner Stufe einen Muslimen, der im Philosophie-Unterricht für jede Islamreferenz herhalten musste. Wenn ich andersherum an die Position der *Weiß*en denke, fällt mir diese neue Sendung von David Letterman, *My next guest needs no introduction*, ein. Sein erster Gast ist Barack Obama und ganz zum Schluss der Folge fragt Barack Obama David Letterman, wie dieser sein eigenes Leben bewerten würde. Und David Letterman antwortet mit Tränen in den Augen, er habe so unglaubliches Glück gehabt in seinem Leben und er schäme sich dafür. Denn zu der Zeit, als die Bürgerrechtler*innen in Selma über die Brücke marschierten und von der Staatsgewalt verprügelt

wurden, war er auf den Bahamas saufen, weil das Bier da so günstig war. Er hatte schlichtweg keine Ahnung, wie viel Glück ihm beschieden war.

S Das bringt es echt auf den Punkt. Vor allem wenn man grundsätzlich im Seminar alleine dasteht. Ich mag auch nicht die Rolle, immer Kontra zu geben, ich will auch Bildung genießen können und das Recht haben, wie andere Studis auch, einfach zu lernen. Aber man muss dann immer so eine Doppelrolle einnehmen. Zum einen bin ich zum Lernen da, aber gleichzeitig gezwungenermaßen mit einem Misstrauen, ob ich alles überhaupt so glauben kann, weil es eben sehr *weiß* geprägt ist. Ich kann nicht einfach nach Hause gehen und sagen: „Oh, Kant war ein super Typ, das hab ich heut gelernt“, sondern muss meine eigene Recherchearbeit machen.

W Trägst du das dann wieder zurück ins Seminar oder nicht? Ich frage, weil das ja dann auch wieder ein extra Job ist.

S Oft bin ich ehrlich gesagt zu müde dafür. Und es frustriert mich, weil es Teil von einem grundsätzlichen Alltagsrassismus an der Uni ist, über den ich nicht mit vielen Leuten reden kann. Dieser Dozent fragte mich damals, ob ich ihm ein paar Texte zu dem Kant-Thema schicken könnte. Das habe ich bis heute nicht gemacht, weil ich mir auch denke, ich habe noch anderen Kram zu tun und eigentlich ist das auch nicht mein Job. Natürlich habe ich auch ein Interesse daran, dass ein Dozent Rassismus auf dem Schirm hat. Aber ich muss doch abwägen, wie viel mir das bringt, wenn ich ihm das schicke und inwieweit er dann auch wieder von meiner Arbeit profitiert.

Das ist ein sehr problematisches Verhältnis und da kommen wir wieder zurück zum AStA und zum Rassismus oder Antirassismus an der Uni. Ich habe mal ein Thesenpapier von einer Schwarzen Dozentin gelesen, worin sie beschrieben hat, wie Antirassismusarbeit an Hochschulen aussehen kann. Da geht es um ein zweigleisiges System, um Antirassismus an der Uni zu etablieren: Einmal diese Beratungsstelle für Studierende, die jetzt auch an unserer Uni umgesetzt worden ist, und darüber hinaus eine Stelle, die innerhalb der

Institution prüft, wer eingestellt wird und inwieweit Antirassismus als Konzept wirklich umgesetzt wurde. Gibt es ein Fortbildungsangebot für Lehrende? Es geht darum, dass in der Institution selbst Rassismus thematisiert wird und eine Person dafür bezahlt wird, unabhängig von dem Beratungsangebot für Studierende mit Rassismuserfahrung. Es sollte auch um den strukturellen Rassismus an Hochschulen gehen.

W Sozusagen nicht nur Rassist*innen zu identifizieren, sondern auch die Beiläufigkeit zum Thema zu machen, mit der all so etwas passiert?

S Bei Einstellungsverfahren ist eine Gleichstellungsbeauftragte natürlich anwesend und hat in Pattsituationen ein Stimmrecht. Und da ist die Frage, ob es eine Regelung geben müsste, so dass bei allen Stellen nachgewiesen werden müsste, dass zumindest eine PoC-Person zum Gespräch eingeladen worden ist. Des Weiteren wäre es wichtig, Seminare für *weiße* Leute anzubieten, in denen sie sich mit ihrem *Weißsein* auseinandersetzen. Diese könnten auch gerne von *weißen* Personen geleitet werden, denn es sind tendenziell immer People of Color, die viel Energie dafür verschwenden, über Rassismus zu sprechen, und dabei oft nicht ernst genommen werden. Da könnten *weiße* Menschen sich gut einbringen. Denn es gibt viele *weiße* Menschen, die ein Bedürfnis haben, über Rassismus zu sprechen, und manchmal nicht wissen wie.

W Sprache finde ich interessant und damals im Seminar gab es keine einheitliche Policy. Wie hast du das damals empfunden? ¹

S Ich erinnere mich an das erste Zitat, das du gebracht hast. Ich kriege es nur sinngemäß zusammen: dass *Weißsein* nur vor der Folie von Schwarzsein zu verstehen ist. Ich glaube, viele haben noch weiter über diesen Satz gegrübelt. Du hast nicht unbedingt eine Policy angekündigt, sondern durch deine Performance und deine Art signalisiert, was geht und was irgendwie nicht. Du bist nicht bei der Theorie – was heißt eigentlich Rassismus – eingestiegen, sondern bist mit einem hohen Anspruch reingegangen. Du hast dich nicht

¹ Die Studentin nahm im Wintersemester 2016/17 an Julian Warners Seminar *Schwarze Deutsche: Rassismus- und Kulturgeschichte* an der Georg-August-Universität Göttingen teil.

unbedingt an dem Wissensstand der Leute orientiert, sondern hast deutlich gemacht, dass man sich selbst damit auseinandersetzen muss. Es gab den Anspruch, die Auseinandersetzung mit Kolonialismus und Rassismus als harte Arbeit anzusehen. Und die Leute, die sich dafür interessieren, sollten die harte Arbeit investieren. Es gab auf jeden Fall auch ein paar Momente, in denen ich baff war. In denen ich mich gefragt habe, kann man das bringen oder nicht? Also es war für mich zum Beispiel neu oder auch ungewohnt, dass du so das N-Wort raushaust. Aber irgendwie fand ich es auch einen guten Move, weil du damit vor allem die *weißen* Menschen verunsichert hast. Dass man die Studis aufgrund ihrer Ahnungslosigkeit mit Samthandschuhen anfasst ist Teil des Problems.

W Ich fand es sehr wichtig, dass du und ein weiterer Schwarzer Student da wart und ich glaube, dass dieses Seminar mit nur *weißen* Studis nicht funktioniert hätte. Es hat im Guten wie im Schlechten davon gelebt, dass da unterschiedliche Leute saßen, die Unterschiedliches herausfinden wollten. Ich wollte zum Beispiel herausfinden, wie man das Thema überhaupt unterrichten kann. Ein großer Fehler, den ich glaube ich gemacht habe, war, dass ich so kritisch gegenüber Identitätspolitik war.

S Jetzt nicht mehr?

W Ich bin schon kritisch gegenüber Identitätspolitik, aber ich habe gelernt, strategisch mit dieser Frage umzugehen. Wir haben in dem Seminar diesen großartigen Audre Lorde-Film *The Berlin Years* geschaut und ein weißer Student meinte danach, wenn Audre Lorde sagt, alle Nicht-Schwarzen verlassen jetzt bitte den Raum und nur die Schwarzen kommen zusammen, dann sei das doch Reverse Racism (*Studentin lacht*). Das hat er nicht in dieser Deutlichkeit gesagt, aber er hat in diese Richtung argumentiert. Und parallel wies ich darauf hin, dass damals in dem Raum tatsächlich alle möglichen People of Color saßen, und ich es interessant fände, darüber nachzudenken, was für eine andere Gemeinschaft hätte entstehen können. Ich dachte da an den britischen Kontext und die Idee von *Political Blackness*, die in den Gewerkschaften

bis heute eine Rolle spielt. Aber die Lektion, die ich in dieser hässlichen Diskussion lernen musste, war, dass man in so einem *weißen* Raum nicht gegen die Selbst-Essentialisierung Schwarzer Menschen argumentieren sollte. Selbst wenn man denkt ein berechtigtes Anliegen zu haben, ist das einfach der falsche Kontext für so eine Diskussion. Es war mein Ziel, dass am Ende des Kurses die *weißen* Studierenden Schwarzsein nicht mehr als eine ethnologische Frage ansehen, sondern verstehen, dass es mit ihrem eigenen *Weißsein* verbunden ist, dass es ihren *weißen* Universalismus nur in Kombination mit diesen rassifizierten Schwarzen Menschen gibt. Und ich wollte, dass die Schwarzen Studierenden am Ende vielleicht leicht zögern, bevor sie sich als Schwarz bezeichnen. Das war vielleicht meine Hybris.

S Was meinst du damit: Die Schwarzen Studierenden sollen zögern, bevor sie sich als Schwarz bezeichnen? Geht es dir um die Vielfältigkeit von Schwarzsein? Um die Brüchigkeit? Um den impliziten Essentialismus?

W Ich habe das damals nicht formulieren können, aber retrospektiv würde ich sagen, dass es mir darum ging, sich Schwarz nennen zu können, ohne ein kulturelles Referenzsystem einer „afrikanischen Diaspora“ zu bedienen: Schwarzsein als Positionierung im Diskurs, nicht als Identität.

S Für mich war es immer klar, dass ich Schwarz bin. Ich bin in einer eritreischen Community aufgewachsen und da sagt man oft „Habescha sein“, also „eritreisch sein“. Das hat einen nationalen und einen kulturellen Bezug, im Sinne von Schwarzsein. Das bröckelte dann ein bisschen, als ich auf das Gymnasium kam. Da gab es noch viele Schwarze, aber es waren schon weniger als auf der Grundschule. Und Göttingen war noch einmal ein ganz anderes Pflaster. Hier wurde es dann zum Thema, dass ich Schwarz bin. Das war in Frankfurt nie der Fall. Aber in Göttingen fiel mir nach einem halben Jahr auf, wie *weiß* mein Freundeskreis hier ist. Und irgendwann habe ich gemerkt, wie oft ich darauf angesprochen werde und wie oft ich beim Kellnern auf Englisch angeredet werde, obwohl ich mit den Gästen deutsch spreche. Erst dann habe ich begriffen, dass es eher untypisch ist, was ich die ersten 18 Jahre meines Lebens in

Frankfurt erfahren habe. Und dass Göttingen anscheinend die Normalität ist.

W Würdest du sagen, dass das Lernen über die Geschichte des Kolonialismus dir dabei hilft, dir deine Lebenswelt sinnhaft zu machen?

S Eine Zeitlang habe ich mir richtig viel angelesen und das hat mir schon geholfen, weil ich gemerkt habe, wie viele Lücken ich da habe. Ich habe begriffen, dass ich Rassismus nicht vom Kolonialismus trennen kann und erkannt, wie Kolonialismus konkreten Einfluss auf Familienbiografien hat und auch meine eigene Familiengeschichte geprägt hat. Jetzt setze ich mich nicht mehr so intensiv damit auseinander wie vor ein paar Jahren noch. Weil ich auch merke, dass es ab einem gewissen Punkt für mich nicht so gesund ist. Das Tempo ist bei mir relevant. Ich muss immer wieder gucken, wie es mir damit emotional geht, weil es mich nicht kalt lässt.

W Würdest du sagen, es ist für dich notwendig, dass du dich mit Kolonialismus auseinandersetzt?

S Schwierige Frage. Ich glaube, wäre ich in Frankfurt geblieben, hätte ich mich nicht so konkret damit auseinandersetzen müssen. Andersherum kommt es ja auch darauf an, was für einen Anspruch ich an mein eigenes Leben habe. Ich möchte ein politisches Leben führen und dazu gehört für mich die Auseinandersetzung mit Kolonialismus. Gerade habe ich Grada Kilombas *Plantation Memories* gelesen und das Buch hat mich krass geprägt. Ich habe durch die Lektüre viel begriffen, aber auch gemerkt, dass das Buch einen Einfluss auf mich hat, der für mich gerade nicht so gesund ist. Kilomba erklärt zum Beispiel, dass man als Schwarze Person in einem Uni- oder Schulraum nie das Privileg hat wie *weiße* Studis nur für sich selbst zu stehen, sondern dass man stellvertretend für eine ganze Vorstellung von „Rasse“ steht. Ich komme immer ein bisschen zu spät zu den Seminaren und auf einmal hat es mich gestresst, fünf Minuten zu spät zum Seminar zu kommen, weil ich durch diese Lektüre eine Dimension meines Handelns begreifen konnte, die ich vorher so nicht gesehen hatte. Das hat mich total unter Druck gesetzt und mir keine Ruhe gelassen. Es war einfach eine schmerzhaft Auseinandersetzung

dieses Buch zu lesen. Es war wichtig, es zu lesen, und gleichzeitig muss ich Verantwortung für mich selbst übernehmen.

W Ich kenne das, aber während du das gesagt hast, habe ich mich gefragt, ob man sich wirklich alleine damit beschäftigen muss. Vielleicht wäre es gut, wenn es eine Gruppe von Schwarzen Leuten gäbe, die diese Bücher gemeinsam lesen und diskutieren würden. Und einen Raum bilden, in dem man so etwas sagen kann wie: „Hey! Ohne Alltagsrassismus leugnen zu wollen, ich halte das nicht aus, wenn das so ist.“ Es bräuchte eine Schwarze Hochschulgruppe.